

Die evangelische Martin-Luther-Kirche Brieske – Grube Marga wird 100!

Regina Domann

Zwischen Mitte bis Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts fand in der Niederlausitz durch Braunkohlenfunde ein wirtschaftlicher Aufschwung statt. Es wurden Tagebaue aufgemacht (getäuft) und Brikettfabriken gebaut. Deshalb mussten Siedlungen und Dörfer weichen. Für die vielen neu zugezogenen Menschen, die hier Arbeit und Brot fanden, mussten nun Unterkünfte geschaffen werden, in denen sie wohnen konnten. So entstanden nach und nach neue Orte: die Bergarbeiterkolonien.

Neben dem Dorf Brieske, dessen Bewohner große Teile ihrer Äcker an die Ilse-Bergbau-AG verkauften, entstand ab 1906 die Bergarbeiterkolonie Grube Marga. Die Ansiedlung wuchs rasch, und die Einwohnerzahl erreichte bald um die 2500. Da viele von ihnen kirchlich gebunden waren, konnte man diese große geschlossene Gemeinde nicht mehr der Senftenberger Kirchengemeinde zuordnen. Also wurde 1912 die Genehmigung zum Bau der Kirche erteilt. Bereits am 1. Juli 1913, zum 25-jährigen Jubiläum der Ilse-Bergbau-



Foto: Jens Domann

Actiengesellschaft, erfolgte die Grundsteinlegung.

Der Entwurf für das neue Gotteshaus wurde vom Architekten von Mayenburg ausgeführt, nach dessen Plan bereits die Kolonie Marga gebaut wurde. Der Bau stand unter der Leitung des Architekten Kleffel aus Grube Marga und wurde als Jugendstilkirche ausgeführt. Nach Fertigstellung der Kirche sprach man von einem Meisterwerk der Architektur.

Die feierliche Einweihung der evangelischen Kirche zu Grube Marga erfolgte am 18. Dezember 1914. Bereits am 1. Dezember 1914 wurden das Dorf Brieske und die Kolonie Marga aus der evangelischen Kirchengemeinde Senftenberg, der sie seit 1906 angehörten, ausgepfarrt und bildeten nun eine selbstständige Kirchengemeinde.

Um all die Besonderheiten des schönen Ausbaues der Kirche zu beschreiben, bedarf es mehrerer Seiten. Deshalb soll hier nur auf das Altarbild hingewiesen werden. Es zeigt den Bezug des Architekten von Mayenburg zur damaligen Bevölkerung aus Brieske – Grube Marga.

Von Mayenburg hatte das Bild bei einem Dresdener Künstler in Auftrag gegeben und es der Kirchengemeinde geschenkt. Folgende Beschreibung stammt

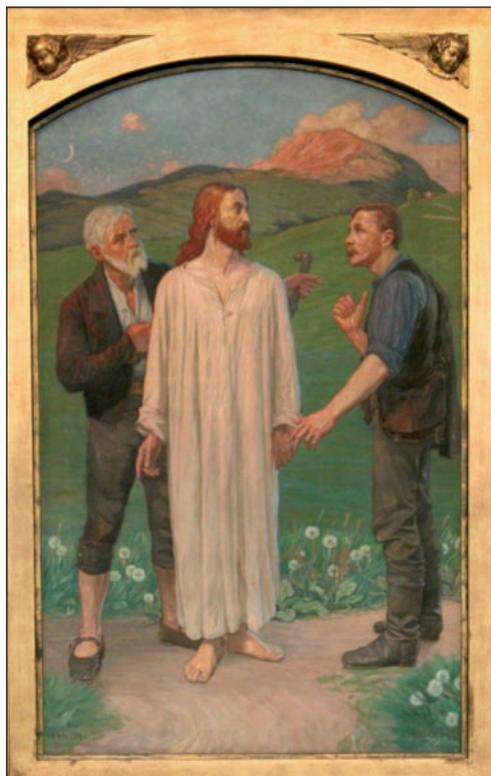


Foto Jens Domann

als Repräsentanten der alten Zeit und der Landwirtschaft – und einen jungen Fabrik- oder Grubenarbeiter als Vertreter der Industrie in der Gegenwart, beide aus der



Foto Edeltraud Radochla

Auf der Luftaufnahme der Gartenstadt Marga kann man die Martin-Luther-Kirche deutlich im Mittelpunkt der Kreisstruktur der Ortsbebauung erkennen.

aus der Chronik von Senftenberg, bearbeitet von Hauptlehrer Johann Gottlieb Paulitz:

„Das Altarbild stellt den am Abende der Auferstehung wandelnden Heiland dar, wie er die Emmaus-Jünger trifft, – letztere hier vertreten durch einen alten Bauern

Kirchengemeinde, der Bauer = Brieske-Dorf, der Fabrikarbeiter = Grube Marga, – und von ihnen eingeladen wird: ‚Herr bleibe bei uns!‘

Auch die Landschaft stellt die aktuelle damalige Situation dar. Man sieht noch etwas Grün der Felder, aber der Hintergrund

zeigt die Aufhäufung des Abraumes der Tagelöhner, den Kippensand.

Für die vorgesehenen Feierlichkeiten hoffen wir auf viele Gäste. Es wird, übers

Jahr verteilt, mehrere Veranstaltungen geben, die mit einem Festgottesdienst im Dezember ihren Höhepunkt finden werden.

Möge Gott auch weiterhin seine schützende Hand über diese Kirche halten sowie immer mit seinem Segen bei der Kirchengemeinde sein.“

Erinnerung 2014

Vor 100 und vor 75 Jahren überfielen deutsche Heere die Nachbarn mit Krieg und ernteten am Ende die Katastrophe

Hans Hörenz

Man schrieb das Jahr 1939. Damals 14-jährig begann nach meiner Schulentlassung und mit Beginn der Berufsausbildung für mich ein neuer Lebensabschnitt. Aus der Sicht eines Heranwachsenden betrachtet, war es eine ganz normale Zeit. In meinem Geburts-, Schul- und Wohnort Reppist liefen die Brikettfabriken Henkelswerke, Marie I und Matador auf vollen Touren. Vom

Rand des Tagebaues Ilse-Ost schauten wir oft interessiert in das große Grubenloch, wo Förderbrücke, Bagger und anderes bergmännisches Gerät die Erde durchwühlten und das „Schwarze Gold“ förderten. Auch nach Lautawerk und Schwarzeheide, in deren Territorien sich die Vereinigten Aluminiumwerke und die „BRABAG“ rasant entwickelten, fuhren Reppister zur Arbeit.

Arbeitslose gab es nicht mehr, und auch die Schulabgänger fanden meist eine Lehrstelle bei der Ilse-Bergbau AG, oder den anderen Braunkohlenunternehmen und Industriebetrieben, die im damaligen Kreis Calau ihren Standort hatten.

Obwohl sich im August 1939 auf der seinerzeit durch Reppist führenden Reichsstraße 169 und auch auf dem nahegelegenen ausgedehnten Eisenbahnnetz verstärkt Truppen der Wehrmacht bewegten und etliche Monate zuvor eine ganze Gruppe Reppister Männer im Alter zwischen 40 und 45 Jahren zu einer militärischen Übung im „Regenwurmlager“ einberufen wurde, hatten wohl die wenigsten ernsthaft an einen Krieg gedacht. Dennoch war er ganz nahe. Ich erinnere mich noch gut daran, als es in einer



Einige Monate vor Kriegsbeginn wurden auch Reppister Männer zu einer Übung im „Regenwurmlager“ bei Züllichau-Schwiebus einberufen. Unter den Reservisten unter anderem die Reppister Rzepa, Hörenz, Werner und Würsig



Funker-Gruppe Ausbildungsdienst, darunter Soldaten aus Senftenberg und Umgebung, die mit mir gemeinsam in die Kerseerne eingerückt waren

Sammlung (2) Hans Hörenz

Nacht der letzten 1939er-Augusttage an unserer Wohnungstür klopfte und der Gemeindediener und Nachtwächter Emil Meisler meinem Vater einen Gestellungsbefehl überbrachte, wonach er sich am nächsten oder übernächsten Tag in Calau zum Wehrdienst einzufinden habe. Nachdem der Krieg gegen unser Nachbarland Polen, der am 1. September begann und zugleich viele Einschränkungen für die Bevölkerung mit sich brachte, ein schnelles Ende nahm, war die Hoffnung groß, bald wieder ein normales Leben fortsetzen zu können. Das Gegenteil war der Fall. Als 17-jähriger erhielt auch ich den Einberufungsbefehl zum Arbeitsdienst nach Freiwalde im Spreewald, dem ein solcher zur Wehrmacht Anfang 1943 nach Landsberg/Warthe folgte.

Im April 1945 geriet ich in der Festung Königsberg in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Mit der Kapitulation der zum Bollwerk gewordenen ostpreußischen Hauptstadt hatte hier der Festungskommandant General Otto Lasch gegen Hitlers Befehl dem sinnlosen Blutvergießen ein Ende gemacht. Ende 1949, wenige Wochen vor meinem 25. Geburtstag bin ich in meine Heimat zurückgekehrt, nachdem ich rund viereinhalb Jahre in Kriegsgefangenen-Lagern in Jaroslawl und Moskau verbracht hatte. Obwohl seitdem 65 Jahre vergangen sind, erinnere ich mich heute mehr denn je an die Zeit des Krieges und der schweren und leidvollen Jahre, aber auch wie schön es war, wieder in der Heimat zu sein. Das eigene Erleben während

der Kriegsjahre und der Gefangenschaft war recht selten ein Gesprächsthema in der Familie, im Kreise der Freunde und Arbeitskollegen. Vielmehr war interessierte mich, was 1945 und in den ersten Nachkriegsjahren in



1943 – Zur Ausbildung von Landsberg/Warthe nach Russland. Autor links im Bild



Kriegsfolgen: Zerstörungen an Wohnungen, hier in der Bahnhofstraße in Senftenberg.

meinem Wohnort, im damaligen Kreis Calau und in der Niederlausitz geschehen war. Oft lagen bei den Gesprächen Leid und Freud dicht beieinander. Als am 16. April 1945 um 6.15 Uhr an der Oder und Neiße die sowjetischen Armee-Einheiten mit ihrer Großoffensive begannen – ich befand mich zu dieser Zeit schon im Gefangenen-Sammellager im bekannten Trakehner-Gestüt Georgenburg bei Insterburg – war der Krieg in Heimatnähe gerückt. Mehr oder weniger kämpfend hatten zwischen dem 19. und 21. April die sowjetischen Truppen die Städte und Dörfer in der Senftenberger Region erreicht, nachdem aber schon Wochen zuvor die Luftangriffe auf die „BRABAG“ und andere kriegswichtige Objekte vorausgegangen waren. Die Gemeinde Reppist, so erfuhr ich bei meiner Heimkehr, wurde kampfflos besetzt. Mutige Reppister, unter ihnen Marie Balzer sowie andere der polnischen Sprache kundige Bürger, gingen mit einer aus Bettlaken gefertigten weißen Fahne den aus Richtung Sedlitz vorrückenden Truppen der 1. Ukrainischen Front entgegen und kamen mit den Soldaten ins Gespräch.

Weißer Fahnen als Zeichen dafür, den Kampf aufzugeben und der sinnlosen Zerstörung und dem Sterben ein Ende zu bereiten, wie das beispielsweise auch Christen und Antifaschisten vom hohen Kirchturm aus im früheren Bockwitz, dem jetzigen Lauchhammer taten, erinnerten mich an die schweren Kämpfe im April 1945 in der Festung Königsberg, als wir solche Meldungen

über weiße Fahnen aus allen Stadtteilen und Truppeneinheiten in unserer Funkstelle der Nachrichtenzentrale aufzunehmen hatten.

In Reppist sind dennoch Übergriffe, Vergewaltigungen, Erschießungen und Selbstmorde nicht ausgeblieben. Aus Angst und zum Schutz hatten viele Einwohner in diesen Tagen der Besetzung und des Chaos ihre Wohnungen verlassen und Unterschlupf in den Stolln und anderen Betriebsanlagen des Tagebaues Ilse-Ost und anderer ehemaliger Gruben gesucht. Während hier mein Freund Hansi, seine Schwester und sich selbst erschoss und der Schuss auf die Mutter missglückte, brachte eine damals 21-jährige junge Frau, mit der ich jahrelang in einer Schulklasse Bank an Bank saß, ohne Hebamme oder Arzt, geholfen von Eltern und Freunden, ebenfalls im Tagebau eine Tochter zur Welt. Auch in der Stadt Senftenberg hatte der Krieg seine Spuren hinterlassen. Wie aus Chroniken, Dokumentationen und anderen Schriften hervorgeht, lag die Stadt Senftenberg am 20. April 1945 unter starken Artilleriebeschuss. Insgesamt wurden 53 Gebäude durch Kriegseinwirkungen zerstört, vor allem in der Bahnhof- und Kreuzstraße. Stark beschädigt wurde auch die Turmspitze der Peter-und-Paul-Kirche, die sich auch nach dem Wiederaufbau und einer erst jüngst erfolgten umfassenden Sanierung des Kirchengebäudes nicht mehr so zeigt, wie sie einst aus weiter Ferne sichtbar war.

Als ich Anfang Januar 1950 das erste Mal wieder zwischen meinem Wohnort Reppist



Foto Hans Hörenz

Auf dem Waldfriedhof der Kreisstadt Senftenberg hat im Jahre 2012 das Kriegerdenkmal der Gemeinde Reppist für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges einen neuen ehrenden Platz gefunden. Das Denkmal, das bis in die achtziger Jahre nahe der Schule in Reppist seinen Standort hatte, wurde, als sich die Bagger und die Förderbrücke der einst so bekannten Bergarbeitergemeinde näherten, sorgfältig abgebaut und die Teile sicher aufbewahrt. Dafür sorgten ehemalige Einwohner, die Sanierungsarbeiter des Braunkohlenkombinats und auch Senftenberger Stadtväter sowie der damalige Bürgermeister.

Das restaurierte Denkmal ist in seiner Gestalt kaum verändert. Heimatverbundene Reppister bewegt gegenwärtig die Absicht, auf einer weiteren Namenstafel auch der Toten des Zweiten Weltkrieges zu gedenken. Allerdings wurde nach 1945 versäumt, sich einen Überblick über alle Bürger der Ortschaft zu schaffen, die im Zweiten Weltkrieg ihr Leben ließen. Das vollständig nachzuholen, bemühen sich gegenwärtig die Chronisten und Heimatverbundenen.

und dem Arbeitsort Senftenberg täglich zu Fuß oder mit dem Fahrrad hin- und her pendelte und sich das Leben schon normalisiert hatte, machte mich eine Nachricht mit großen Buchstaben und Zahlen an einer Hausfassade in der Bahnhofstraße besonders nachdenklich und traurig. Zu lesen war, dass 861 Senftenberger im Kriege ums Leben kamen, weitere 625 meist junge Männer den Krieg überlebten, aber nach schweren Verwundungen und Kriegsverletzungen nun ihr Leben mit Behinderungen und Einschränkungen fortsetzen mussten. Mehrere Gedenkstätten in der Kreisstadt, so auf dem Alten Friedhof und im Gelände des Klinikums Niederlausitz, erinnern an die zahlreichen Opfer, die durch den Krieg zu beklagen waren und mahnen zum Frieden. Der Gedenkstein am früheren Krankenhaus ist auch dem damaligen Chefarzt Professor Dr. Grauhahn gewidmet, der sich bei der Behandlung der an Gelbsucht, Typhus, Ruhr, Tbc und Scharlach schwer erkrankten Patienten im überfüllten Krankenhaus infizierte und an Fleckfieber verstarb. In diesem Zusammenhang wurde bekannt, dass durch die sowjetische Kommandantur zur Verbesserung der medizinischen Versorgung der Einsatz zusätzlicher Ärzte aus Berlin und die Lieferung von Medikamenten gefordert und realisiert wurde. Im Laufe der zurückliegenden Jahrzehnte ist in den Städten und Gemeinden durch Chronisten, Historiker und Zeitzeugen die so schmerzliche Geschichte des Krieges und der Nachkriegszeit



Herausgegeben vom
Präsidium der Provinzi-
alverwaltung der Mark
Brandenburg - 1946

„Über die Mark Brandenburg war ja nicht nur der Krieg hinweggezogen. In ihr hatte die Vernichtungswut jener „Helden“ getobt, die auf dem Standpunkt standen, daß mit ihnen das ganze Volk zugrunde zu gehen habe. Nach uns die Sintflut, war ihre Devise. Es genügte ihnen nicht, ein Land zu verwüsten, sie wollten auch noch das Volk ausrotten. Alle Brücken wurden gesprengt, auch die kleinsten und unbedeutendsten. Die Eisenbahnlinien wurden unterbrochen, lebenswichtige Anlagen zerstört, Deiche durchstoßen, Ortschaften niedergebrannt, Proviantlager vernichtet. Die Zivilbevölkerung wurde aus ihren Wohnorten vertrieben oder zu sinnlosestem Widerstand aufgeputscht. Überall wurde verbrannt, zerstört, gesprengt, überflutet, unbrauchbar gemacht. Und als der Krieg dann zu Ende war, war eigentlich alles zu Ende. Es gab keine Verkehrsmöglichkeiten mehr. Es gab keine Produktionsstätten. Es gab keine Versorgung. Es gab keine Verwaltung. Es gab überhaupt nichts mehr. Hunderttausende von Menschen waren ohne Obdach und irrten auf der Landstraße umher. Es war alles geordnete Leben völlig zu Ende. Chaos. Die allgemeine Moral hatte sich dem Absturz angehängt; was noch an Lagern, an Vorräten vorhanden war, wurde geplündert.“

weiter erforscht, erfragt und fortgeschrieben worden. Erst 2012 hat der Wasserverband Lausitz anlässlich seines 20-jährigen Bestehens und rückblickend auf ein Jahrhundert öffentliche Wasserversorgung im Senftenberger Revier in einer umfassenden Chronik dem Gedenken von fünf Wasserwerkern gewidmet, die am 20. April 1945 beim Vormarsch der sowjetischen Truppen im Wasserwerk Buchwalde erschossen wurden. Die Belegschafter der damaligen Niederlausitzer Wasserwerksgesellschaft versahen zu dieser Zeit ihren Dienst in der zweiten Schicht. Rückziehende Truppen der Waffen-SS und der Wehrmacht hatten am Buchwalder Wasserwerk ebenfalls halt gemacht und in der Nähe Stellungen bezogen.

Während im Senftenberger Raum um den 20. April 1945 die Tage der Kampfhandlungen und der Besetzung der Ortschaften waren, am 21. April beispielsweise die Angehörigen des 23. sowjetischen Gardeschützenkorps, in Richtung Elbe vordringend, nordwestlich Senftenberg die Autobahn Berlin-Dresden als eine strategisch äußerst wichtige Verkehrsverbindung durchschnitten, tobte am 6. Mai, wenige Stunden bevor im ganzen Land die Waffen ruhten, noch ein harter kriegerischer Kampf. Genau 50 Jahre danach hatte ich von einer Regionalzeitung den Auftrag, über das Geschehen von damals im Raschützwald an der Straße zwischen Ortrand und Großenhain sowie über die Enthüllung eines Gedenksteines für die Kriegsoffer zu berichten. In Anwesenheit

ehemaliger Angehöriger eines dort eingesetzten Fallschirmpanzerkorps hatte die Weißiger Dorfchronistin Anneliese Bennewitz daran erinnert, dass bei den Kämpfen im Raschützwald und seiner Umgebung nur Stunden vor der Kapitulation noch 38 deutsche und 42 russische Soldaten den Tod fanden.

Ein sinnloses Blutvergießen und großes Leid hat es nicht nur in den letzten Kriegswochen auf heimatlichen Boden, sondern alle Jahre zwischen 1939 und 1945 auch in vielen Familien gegeben. Das Ehrenmal für die Gefallenen beider Weltkriege vor der Dorfkirche in Wormlage bestätigt das. Während im Ersten Weltkrieg 30 Dorfbewohner gefallen sind, waren es im Zweiten Weltkrieg 69 Väter und Söhne der Arbeiter-, Bauern- und Gutsarbeiterfamilien, die nicht in ihre Heimat zurückkehrten. Nicht in allen Städten und Dörfern wurde den Gefallenen des Zweiten Weltkrieges ein Denkmal gesetzt. In Wormlage, so schreibt die Chronik, war es der Lehrer Willy Krüger, der dazu die Initiative ergriff und dazu die volle Zustimmung und Unterstützung der Dorfbewölkerung erhielt. Jeder neunte Bewohner des kleinen Dorfes musste in diesem Krieg sein Leben lassen. So sei die Inschrift auf dem Wormalger Denkmal „Die Toten des Zweiten Weltkrieges mahnen zum Frieden“ in diesem Jahr, in dem vor 100 Jahren der Erste Weltkrieg begann und vor 75 Jahren der Zweite Weltkrieg seinen Anfang nahm, Erinnerung, Gedenken und Verpflichtung zugleich.

Bomben auf die BRABAG

Manfred Kuhnke

Vom Schlafzimmerfenster der Eltern konnten wir die Benzinfabrik schon immer gut sehen, ihre interessant gezackte Silhouette mit Gebäuden, einer Reihe von Schornsteinen, Treibstofftanks und Kühltürmen, ihren Wattebüschen aus weißem Dampf und die farbigen Rauchfahnen. Mit dem Fernglas waren sogar die blitzenden filigranen Hydrieranlagen und mehrere gestreifte Luftsäcke zu erkennen, wie sie im Wind flatterten.

Wenn es an seidenblauen Sommertagen plötzlich in dieser Richtung neblig wurde, kein Frühnebel, kein Abenddunst, sondern manchmal schon um 12.00 Uhr unter der Mittagssonne, verkündeten eine Stunde später die Sirenen: Fliegeralarm! Wenn die Eltern mit uns weg wollten, in die Pilze nach Bronkow oder Blaubeeren sammeln in die Kuscheln hinter Schipkau, in die alten Brüche nach Kostebrau, wo es Blutreizker und Steinpilze gab, wenn wir nach Neu-Petershain zur Oma wollten, guckten wir seit 1944 immer erst mal zum Horizont, ob die BRABAG¹ zu sehen war. War sie es nicht, blieben wir lieber zu Hause.

Die Benzinfabrik wurde zu dieser Zeit eingehüllt in künstlichen Nebel, um sie vor den feindlichen Flugzeugen zu verbergen. Irgendjemand hat sogar geheimnisvoll erzählt, man habe eine fabrikähnliche Pappkulisie in einem alten Tagebaugelände errichtet, um die Amerikaner zu täuschen. Ob das stimmte? Die hatten zu dieser Zeit längst Infrarotgeräte, Zauberaugen, den selbsterzeugten Nebeldunst zu durchschauen und solch billige Tricks, wenn es sie überhaupt gegeben hat.

Als ich nach Pfingsten 1944 aus Drochow, wohin wir mit dem Jungvolk marschiert waren, wieder in die Schule kam, hielt mir ein Klassenkamerad ein Stück bizarres Metall unter die Nase, über und über farbig angelauten und mit messerscharfen Zacken am Rand. „Na, was ist das?“ fragte er. Ich hatte wieder mal keine Ahnung. „Wir wollten vorgestern zu meiner Tante, es war ja Pfingsten“, erklärte mir mein Freund, „wir waren kaum losgefahren mit den Rädern, erst kurz hinter Brieske, da ging das los, Fliegeralarm. Bei meiner Tante saßen wir nicht im Garten, sondern die

ganze Zeit im Keller, und als wir dann nach Hause wollten über Schipkau, war alles gesperrt. Die Autobahn sei ganz verwüstet, sagte ein Feuerwehrmann, dreizehn Trichter und in Schwarzheide hätte es Tote gegeben. Der Wachmann hat mir dann den Bombensplitter gegeben, er hatte noch mehr davon, sogar ein Stück vom Zünder, ein abgerissenes Gewinde und Zahlen drauf, direkt aus Amerika.“

Weil mein Schulfreund aber absolut keine Lust mehr hatte, bin ich mit Martin und Achim aus unserem Ort noch am gleichen Nachmittag die 16 Kilometer in Richtung BRABAG gefahren, solche Bombensplitter wollten wir auch haben, es war natürlich völlig umsonst, alles abgesperrt, die haben uns noch vor Schipkau mit unseren Rädern nicht mehr durchgelassen.

Also bis zum nächsten Angriff warten. Es dauerte wirklich nicht lange, an einem Tag im Juni heulten früh um 7.00 Uhr die Sirenen. Der Angriff galt wieder, wie jetzt andauernd schon, der BRABAG. Wir, die ganze Familie, nur unser Vater war in Meurostolln, saßen im Keller, frühstückten aus der Hand, Stullen und Milchkaffee. Leise

¹ Die Unternehmens-Bezeichnung BRABAG leitet sich vom Völlnamen Braunkohlen-Benzin-Aktiengesellschaft ab. Das Werk stellte Benzin und Schmierstoffe aus Braunkohle her. Daran war unter anderem der berühmte IG-Farben Konzern beteiligt. In der DDR firmierte das Werk unter VEB Synthesewerk Schwarzheide – Stammbetrieb des Kombinars Synthese. Heute gehört das Werk der BASF AG.

von fern die Schüsse der Flak, dazwischen die schweren Bombeneinschläge, und ich spürte wieder die Erschütterung im Boden und dachte an den Nachmittag und die Bombensplitter, die wir finden würden.

Dann war der Angriff vorbei. Ich ging nach oben und trat dann auf den Hof raus, schaute zum Himmel. Keine Kondensstreifen mehr, aber mitten über unserem Haus hoch im Blauen sah ich zwei weiße Kreise,

schräg segelten sie nach Senftenberg zu runter – Fallschirme! Ich raste in den Keller zurück, und dann hörten wir schon den langgezogenen Sirenton für Entwarnung. Als ich das mit den Fallschirmen erzählte, blieb ganz stumm, aber meine Schwester Renate sagte ärgerlich: „Hör auf, du spinnst wie immer, damit macht man keinen Spaß!“ Aber irgendjemand auf dem Fahrrad rief hinter der Fliederhecke übern Zaun: „Ein Flug-

zeug ist abgeschossen, den Piloten haben wir.“ Ich guckte Renate nur an und rannte los.

Direkt an der alten Brikettfabrik Elisabethsglück lag ein Riesending auf der Chaussee, ein Stück Flugzeugflügel, silbern und zerfetzt. Einem Baum hatte er die halbe Krone abrasiert. Es sah überhaupt alles „toll“ aus. Viele Leute standen herum, schauten zu, wie das frische Eichengrün und dicke Äste und dann auch das glänzende lange Metallstück von der Fahrbahn an die Seite gezerrt wurden. Ich staunte darüber, dass nur ein paar Männer genügend Kraft hatten, das mir riesig erscheinende Stück Tragfläche überhaupt zu bewegen, aber es war natürlich nur die Spitze und leicht und hohl. „Das Flugzeug ist in der Luft auseinandergebrochen“, wusste jemand, „hat unsere Flak ganze Arbeit geleistet!“.

In der Luft zerbrochen? Wo waren die übrigen Teile? Ein paar hundert Meter weiter nach Grube Marga rüber lag in einer Kiefernsonne das andere Stück Tragfläche, aber viel wuchtiger und schwerer als das auf der Straße. Innen hatte es eine dicke Gummihaut, „das ist der Tank, ist noch halbvoll, wird morgen von der Wehrmacht abgepumpt.“ Daneben steckte zwischen den Bäumchen ein Rest vom Fahrgestell mit einem gewaltigen Rad. So einen Reifen, der hoch aus den Kuscheln ragte, hatte ich Zwerg noch nie im Leben gesehen. Ich stand nur da, guckte und hörte zu, worüber die Großen sprachen, deutlich erinnere



Sammlung Rolf Radochka

Nach dem Bombenangriff Pfingsten 1944 auf das BRABAG-Werk. Aus „Wir über uns. Betriebsgeschichte VEB Synthesewerk Schwarzeide“ Teil I 1935/45, Seite 39

ich mich daran, dass von den feindlichen Piloten die Rede war, etwa, dass man sie sofort totschiessen müsste. Und noch Wochen, Jahre später hielt sich irgendwie das Gerücht, dass es dazu auch in einer wütenden Menschenmenge gekommen sei am Kreuzchen, wie die Siedlung an der Bahnstrecke nach Dresden genannt wurde. Dort sei der Pilot mit dem Fallschirm gelandet und sofort ergriffen worden. Ob das alles stimmte? – Es wurde ja viel erzählt damals, stimmen konnte es schon.

Nach dem Mittagessen nahm mich mein Vater mit in den Tagebau, wo jetzt seit zwei Jahren die neue Förderbrücke stand.

Hätte Vati gewusst, was wir dort zu sehen bekommen würden, er wäre gewiss ohne mich losgegangen. So aber dachte er, für seinen zehnjährigen müsste es interessant sein, ein abgeschossenes Flugzeug anzusehen, das da im Tagebau lag. Es handelte sich nicht um die zweite Flugzeugtragfläche, die, so hieß es, wäre viel weiter hinten runtergekommen, fast unerreichbar im frischen Kippengelände, das die Förderbrücke erst in letzter Zeit aufgetürmt hatte. Da durfte man gar nicht hin.

Was wir hier vorfanden, war die Kanzel und ein Stück vom Flugzeugrumpf. Das in tausend Fasern und Fetzen und zersplittertem Plexiglas und zerdrücktem Blech zermalmte Cockpit, ein heillos verwirrtes Chaos, das da am Boden hingestreckt lag, es ist in den Einzelheiten kaum zu beschreiben. Vati wurde von ein paar Arbeitern und

einem Ingenieur erwartet, sie deuteten in dem Wirrwarr auf Dinge, die nicht zu erklären waren. Da gab es noch allerlei Material, Schläuche der Atemmasken, die sich wie geringelte Schlangen aus irgend einem Inneren hervorwälzten, Wochen später sah man sie wieder, als Griffe zurechtge-

grüne quadratische Bonbons, wenn es denn welche waren. Alles genau beschriftet, aber natürlich nicht auf Deutsch. Einer aus dem Tagebau fragte meinen Vater, ob man diese Bonbons essen könnte. Aber Vati konnte die englischen Aufschriften nicht deuten. Wir nahmen zwei von den Metallbehältern mit



Das BRABAG-Werk im April 1945. Aus „Wir über uns. Betriebsgeschichte VEB Synthesewerk Schwarzheide“ Teil I 1935/45, Seite 42

schnitten an Schubkarren und Fahrrädern oder sogar als Gartenschläuche. Uns fielen würfelförmige Aluminiumschachteln auf, mit einem drehbaren Stift an der Seite zu öffnen. Darin lagen sorgfältig verpackt in Zellophan und exakt den Büchsenraum lückenlos ausfüllend rote und gelbe und

nach Hause. Von den Propagandalügen der Nazizeit infiziert, überlegten wir ernsthaft, ob es sich um vergiftete Sachen, getarnt als Süßigkeit, handeln könnte. Wie hätte das sein können mit englischen Gebrauchsanweisungen?! Aber wir dachten nicht nach und blieben unsicher. Ahnten wir doch

zunächst nicht, dass wir die sogenannten Eisernen Rationen für den Notfall vor uns hatten. Muttis Fremdsprachenkenntnis, die besser war als unser Schulenglisch, sorgte dafür, dass wir bald einen sehr gut schmeckenden und wie wir nun wussten, auch nahrhaften Vorrat an Vitaminkost in Bonbonform hatten. Der reichte fast bis Weihnachten 1944.

Was Vati und ich aber dann noch sehen mussten, das reichte länger als ein Jahr, es wird mir bis an mein Lebensende genügen. Hinter einem quasi als Sichtschutz aufgestellten Trümmerstück lag eine Pilotenleiche. Ich hatte bis dahin noch nie einen Toten gesehen, der hier steckte ja in seiner Montur, dem dicken Anzug mit Schnüren und Gurten und Schläuchen. Sogar die Hände trugen Handschuhe und um den Hals hing ihm noch eine Maske mit Atemschlauch. Aber der Kopf war frei – und er hatte kein Gesicht mehr. Dort, wo es gewesen war, hing wie eine beschmierte Murmel ein Auge heraus aus der blutigen Masse, alles übrige, das einmal ein menschliches Antlitz gewesen, war durch einen schräg zum Kinn hin geführten furchtbaren Sägeschnitt abgetrennt, ein blutiger Brei. Das ließ mich mein Vater und auch nur aus Versehen, nur eine Sekunde lang anschauen, dann riss er mich weg, aber das Bild war schon eingezäht in mein Hirn, wo es noch immer vorhanden ist.

„Treffpunkt: Am Wasserturm, 15 Uhr!“ war der Befehl für einen Mittwoch, es war

Dienst, befohlen jetzt nicht mehr auf dem Schulhof, sondern in dem Gebiet, das wir die Hörlitzer Alpen nannten. Jetzt ist keine Zeit, sie in der erlebten Vielfalt zu beschreiben, aber es war das unendlich schöne und romantisch verklärte Gefilde unserer Kindheit, Schauplatz und Erlebniswelt ungezählter Abenteuer, ein riesiges Waldgebiet, das hügelig war und seine Entstehung wie später sein Vergehen dem Braunkohlentagebau verdankte. Vor mehr als 100 Jahren hatte man, da hier die Flöze tief lagen, den Abraum hingekippt, der aus den damals aufgeschlossenen Gruben kam. So entstanden Berge und Täler, Mulden und Senken, schroff abfallende Hänge, steil aufgetürmte lange Sanddämme. Einer, von der Straße nach Klettwitz durchschnitten, hieß die Fuchskippe, es gab Quellen, die immer tröpfelten, ein feuchtes Fleckchen voller Lachen – und alles war durchzogen, durchwunden von Wegen und Schneisen, abwechslungsreich, hier Klüfte, fast Abgründe, dort sanfte Hänge einstiger Spülkippen, auch mysteriöse Stellen und verwunschene Waldwinkel. Alles war längst bewachsen mit Kiefern und Birken und Erlen, längst wuchsen hier Pilze in reicher Zahl, im Winter war hier unser Skiparadies – kurz, die Hörlitzer Alpen waren das, was für Wilhelm Tell seine Schweizer Berge gewesen sein mögen, nur ein bisschen kleiner, aber wir wollten ja auch nicht so hoch hinaus wie jener.

Jetzt war sogar hierher unser Dienst verlegt. Die Führer teilten uns ein, immer zwei

Mann zusammen wurden wir losgeschickt in alle Richtungen, wir kannten uns aus, nach einer Stunde Meldung an bestimmtem Punkt, vielleicht am Feuerplatz, den Mutti auch Touristenplatz nannte und von wo aus man einen weiten Blick bis nach Klettwitz, nach Annahütte, nach Freienhufen haben konnte, wenn man an seinem steilen Rand saß. Wir zogen los, Lametta sammeln jetzt im Sommer. In letzter Zeit fanden wir immer öfter im Garten, auf den Bäumen, auch mal auf dem Dach seltsam silberne Streifen, 40 cm lang, 2 cm breit, auf der einen Seite dunkles Papier, vorn aber glänzend, dünnes Stanniol oder Aluminium. Bald wurde uns erklärt, dass die Amerikaner diese Streifen in ganzen Wolken ausschütteten, um die deutsche Flak und ihre Suche nach dem Feind am Himmel per Scheinwerfer zu stören – Radar, dem es in Wirklichkeit gegolten hatte, das Wort kannten wir noch nicht. Also zogen wir los, denn keiner wollte sich blamieren, jeder wollte das meiste Feindlametta zum Sammelpunkt bringen, es war immer Wettstreit, in jeder Anordnung. Wir sammelten ganze Beutel voll, die wurden ausgeschüttet, alles wurde gezählt und danach die Auszeichnung vor der Truppe als verbales Lob verteilt. Ganze Nachmittage sind wir durch die Hörlitzer Alpen gezogen, haben dabei auch manchmal gleich Pilze mitgebracht, das gehörte eigentlich nicht zum Dienst, aber es machte jeder. Und nur einmal hörte ich von einem der Großen den Vorwurf: Na, du hast ja mehr Pilze als Lametta!